

Der Mond und das Wetter

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 44

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649575>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zum 70. Geburtstag von Professor Lienhard

Am 7. Oktober 1941 feierte der vor kurzem emeritierte Professor Lic. theol. Dr. phil. Fritz Lienhard seinen 70. Geburtstag. Er wurde 1871 in Bözingen bei Biel als Sohn eines Draht-Zugmeisters geboren und im Seminar Muristalden in Bern zum Lehrer ausgebildet. Zu dem von ihm ersehnten Studium konnte ihm, dem siebenten von neun Kindern, der Vater die Mittel nicht geben; er verdiente sie sich tapfer durch seine Lehrtätigkeit selbst. Nach trefflich bestandenem theologischem Examen wurde er Pfarrer und zugleich Lehrer in der kleinen Diasporagemeinde Alpnach, dann Pfarrer im st.-gallischen Wil, um schließlich als Pfarrer von Zäziwil in seinen Heimatanton zurückzukehren. Ein ihm eingeborener Trieb zu wissenschaftlicher Erkenntnis veranlaßte ihn, noch in seinem 49. Lebensjahre an der Berner philosophischen, dann an der Berner evangelisch-theologischen Fakultät zu promovieren und sich an der letzteren 1923 als Privatdozent zu habilitieren. 1928 wurde er zum außerordentlichen Professor für Religionsphilosophie und systematische Theologie ernannt, wozu später noch ein Lehrauftrag für Kirchen- und Sektenskunde kam. Das arbeitsreiche Pfarramt in seiner weitverzweigten emmentalischen Gemeinde behielt er bei und verwaltete es nach wie vor mit der ihm in allem, was er tat, eigenen Gewissenhaftigkeit. Unter andern setzte er sich für den Kirchenbau in Bowil und für eine geschmackvolle Gestaltung dieses Kirchleins lebhaft ein. In Lienhard lebt ein starker philosophischer Erkenntnistrieb, und ihm ist ein scharfsinniges Denken und eine weit ausgebreitete Gelehrsamkeit eigen. So wurde ihm, im Gegensatz zu vielen heutigen Theologen, die meinen, die Philosophie bei Seite lassen zu dürfen, die Verbindung des christlichen Glaubens, den er warm und freudig vertritt, mit philosophischer Erkenntnis ein großes Anliegen. Seine Dissertationen behandelten den Gottesbegriff des originellen Naturphilosophen Fechner und das nachgelassene Werk Kants, in dem Lienhard interessante Weiterbildungen der Religionsphilosophie dieses großen Philosophen aufzeigte. Lienhard hat den Vorlesungsplan der theologischen Fakultät in wertvoller Weise bereichert, indem

er über eine Anzahl wichtiger und interessanter Spezialfragen Vorlesungen hielt, von denen die meisten um das Problem Glauben und Wissen kreisten, das ihn so sehr bewegt. Er las z. B. über das Verhältnis von Religion und Naturwissenschaft, über das Theodiceeproblem, d. h. über die Frage, wie sich Leid und Rätsel der Welt mit dem Glauben an Gott und seine Liebe zusammenreimen, über Religionspsychologie und Mystik, über den großen Dänen Kierkegaard, der die Theologie vor schwerwiegende Probleme gestellt hat, oder über moderne Erbsagreligionen. Trotz dieses großen philosophischen Interesses ist aber Lienhard kein einseitig intellektuell gerichteter Mensch. Er weiß, daß der Glaube dem Erkennen gegenüber seine Eigenart hat, er hat einen Blick auch für die Kirche als Institution, für konfessionelle und kirchenrechtliche Fragen. Er liebt die Natur und die Werke der Kunst und hat ein Herz für alle menschlichen Lebensbeziehungen. Ein großer Schmerz war ihm, daß er seinen hoffnungsvollen Sohn, der als junger Pfarrer in Walperswil schnell Wurzeln geschlagen hatte, in jungen Jahren verlor. Alles, was Lienhard in seinen Dissertationen und Vorlesungen, seinen wissenschaftlichen Aufsätzen und Vorträgen bot, zeigt ein gerechtes, maßvolles und von menschlicher Güte getragenes Urteil, und der Schreibende ist überzeugt, daß die Art von Lienhards Theologie, die enge Verbindung festgegründeten christlichen Glaubens mit ausgeprägtem wissenschaftlichem Wahrheitsinn und philosophischem Erkenntnistreben, ein wertvoller Typus von Theologie ist, so daß Lienhard seinen Schülern, Kollegen, Freunden und Gemeindegliedern bedeutsame Lebenswerte vermittelt hat.

Wir bedauern, daß ihm sein körperliches Befinden zur Zeit nicht gestattet, so rege wissenschaftlich weiterzuarbeiten, wie er es sonst bei seiner tiefen Liebe zur Wissenschaft auch im Ruhestand zweifellos tun würde, und wir wünschen ihm an der Seite seiner verehrten Gattin in seinem schönen Heim in Muri, von dem aus er zur ganzen Kette seiner geliebten Berner Alpen emporschauen kann, einen glücklichen Lebensabend.

S. S-n.

Der Mond und das Wetter

„Morgen ist Mondwechsel! Da wird dann das Wetter bestimmt ändern!“

Wer hat nicht schon diese Wettervorausage gehört? Wer glaubt nicht an sie? Und doch ist sie vollkommen falsch und stimmt ganz und gar nicht. Jetzt stoße ich sicher auf energischen Widerspruch; denn der Glaube an den Einfluß des Mondes auf alle möglichen und unmöglichen Dinge ist tief eingewurzelt und weit herum verbreitet — am weitesten aber der an seine Beeinflussung des Wetters.

Und nun wollen wir gar nichts anderes machen, als versuchen, der Sache ein wenig auf den Grund zu gehen.

Es hat längere Zeit geregnet und vielleicht ist eben Ferienzeit. Sehnsüchtig suchen wir den Abendhimmel ab, ob nicht ein heller Streifen verspricht, daß anderntags die Sonne scheint. Wenn wir dies drei, vier Tage wiederholt haben, ist uns in den meisten Fällen ein Erfolg beschieden. Das Wetter ändert und wenn wir darauf den Kalender konsultieren, finden wir ziemlich sicher kurz vor oder kurz nach der Witterungsveränderung auch einen Mondwechsel. Nun ist aber ein solcher an eine ganz bestimmte Stunde gebunden: Donnerstag, den 24. September 1941, um 8.45 Uhr, wechselt der Mond. Die Änderung des Wetters aber erfolgt allmählich, langsam, dauert oft viele Stunden. Schon diese beiden Tatsachen sollten uns nachdenklich und in unserer Ansichtsäußerung über den Mondeinfluß vorsichtig werden lassen.

Wein wir aber gründlicher vorgehen und jede Witterungs-

änderung mit jedem Mondwechsel vergleichen würden, dann ergäbe sich, daß ziemlich genau die Hälfte aller Änderungen auf die Zeit von Mondwechseln, die andere Hälfte auf Zeiten fiel, in denen der Mond nicht wechselt. Oder umgekehrt: Bei ungefähr der Hälfte aller Mondwechsel ändert das Wetter, die andere Hälfte weist keine Witterungsänderungen auf. Ja, genaue Beobachtungen während vieler Jahre haben festgestellt, daß von 5000 Mondwechseln nur 1800 Wetteränderungen brachten.

Wenn man den Gründen des „Mondglaubens“ ein wenig nachgeht, so stößt man nicht selten auf die Ansicht, es sei die Wärmewirkung des Mondes, der die Witterung beeinflussen und die besonders bei der Annäherung zum Vollmond wache und alsdann imstande sei, allfällig vorhandene Wolken aufzulösen. Aber auch diese Meinung schießt weit daneben; denn die Wärmewirkung des Mondes ist sehr gering. Sie beträgt nämlich nur soviel wie diejenige einer Kerze auf sage und schreibe 5 Meter Entfernung. Dabei muß noch gesagt werden, daß der Mond ja eine sehr niedrige Temperatur besitzt und sein Licht nur reflektiertes Sonnenlicht ist.

Geht es mit der „Wärmeerklärung“ nicht, dann kehrt man eben den Spieß um und spricht etwa von der „Kältewirkung des Vollmondes“. Sie zerstreue nächtliche Wolken und fördere dadurch die Wärmeausstrahlung vom Erdboden her. Daher dann der Einfluß des Mondes auf das Wetter. Leider kann die Wissenschaft der Wetterkunde auch diese Erklärung nicht gelten lassen. Die Sache verhält sich nämlich so:

In der Nacht, wenn die Sonnenstrahlung aufgehört hat, lösen sich bestehende Wolkenschichten oft mehr oder weniger auf. Scheint nun der Mond, so sehen wir die entstehenden Löcher in der Wolkendecke, scheint er nicht, dann sehen wir sie nicht oder sie fallen doch weit weniger auf. Die angebliche Löcherbildung des Mondes im Wolkenmeer ist also ganz einfach eine Täuschung.

Es gibt aber noch viel schlagendere Beweise für die Einflußlosigkeit des Mondes auf das Wetter. Einmal scheint ja der Mond nicht nur bei uns in der Schweiz, in Deutschland, Frankreich usw., sondern auch in Italien, in Afrika usw. Nun wissen wir aber, daß z. B. schon am Mittelmeer oft während drei, vier, fünf Wochen beständig schönes, sonniges Wetter herrscht und von gewissen Teilen Afrikas berichtet man von noch viel länger dauernden Schön- oder auch Schlechtwetterperioden. Wo bleibt nun da die wetterändernde Kraft des Mondes? Aber wozu in die Ferne schweifen? Wir haben die gleiche Erscheinung schon im kleinen Raume der Schweiz. Wenn bei uns, besonders etwa in den Sommermonaten, das Wetter alle zwei, drei Tage ändert, lacht die Sonne im Wallis wochenlang vom wolkenlosen Himmel. Der Mond scheint sich also für seine Witterungsbeeinflussung ein recht bescheidenes Gebiet ausgewählt zu haben!

Aber Ebbe und Flut sind doch „Folgen des Mondes“! Und wenn er schon das Meer meterhoch zum Steigen und Fallen veranlassen kann — wie sollte er da nicht auch Wolken zum Verschwinden bringen können! Hier stoßen wir nun endlich auf die eigentlichen Ursachen, weshalb er ersteres kann und das letztere nicht.

Schon den seefahrenden Nationen des Altertums war es bekannt, daß eine eigentümliche Beziehung zwischen den Er-

scheinungen der Ebbe und Flut und der täglichen Bewegung des Mondes besteht. Die „Gezeiten“ (eben Ebbe und Flut) treten zweimal täglich ein. Die Ursache dieser Erscheinung und ihre Beziehung zum Monde fanden ihre Erklärung erst, als man erkannte, daß Himmelskörper — also auch Erde und Mond — sich gegenseitig anziehen. Diese gegenseitig wirkende Anziehungskraft wird Gravitation genannt. Die Anziehung wirkt sich besonders auf die Gewässer der Ozeane aus und zwar wird die je weilen dem Monde zugekehrte Seite am stärksten beeinflusst. Sie weist „Flut“ auf. Dasselbe ist der Fall an der diesem Ort entgegengesetzten Seite der Erde. Da der Mond innert ungefähr einem Tage einmal die Erde umkreist, hat jeder Erdenort täglich zweimal Ebbe und Flut — sofern diese Erscheinungen sich überhaupt zeigen können.

Selbstverständlich werden nun nicht nur das Wasser, sondern auch die die Erde umfließende Luftkugel, also auch die Wolken, vom Monde angezogen. Da aber die Anziehungskraft umso größer ist, je größer die Massen der sich anziehenden Körper sind, ist ihre Wirkung auf die Luft nur sehr gering, so gering, daß sie jedenfalls das Wetter nicht zu ändern vermag. Wenn sie es übrigens vermöchte, dann müßte das Wetter täglich ändern und nicht mit den Mondwechseln.

Also: Der Mondglaube ist zweifellos ein Aberglaube. Mit Witterungsänderungen hat der Mond nichts zu tun. Unser Wetter hängt von ganz anderen Einflüssen ab, unter denen die der Sonne an erster Stelle stehen. Luftdruck, Wind, Lufttemperatur, Luftfeuchtigkeit sind weitere Faktoren, die hier mitsprechen und sie selbst hängen wiederum zusammen mit Sonnenschein und Sonnenstrahlung.

Ds Herdeglüt

Wie wohl het's eim i dere letschte, bewegte Zyt ta, wo plöchlech ume d'Glogge, ds liebe, heimelege Herdeglüt vo üfne Chuehleri, Gufchti u Schäfli ghört hesh, wo vo de Bärigen obe abe zrugg cho sy i ds Tal. E so öppis Friedlechs isch das gsi, es het eim bis i d'Seel ihe wohl ta. Es isch so öppis andersch gsi, als das Ghöre vom Chrieg, wo si Brandsackle, si bluetroti Höllsfahne, gäng frösch ume ufliüchte laht. U ou jek, wo me se täglich gseht ga weide, freut me sech a däm liebe Glüt.

Aber glych isch's mer so hert zum Bewußtsh cho wie grad chürzlech i re stärnklare Septämbernacht, wo vil frömdi Flugzüüg üfersch schwyzerische Hoheitsgebiet überfloge hei, wo d' Maschine höch obe hesh ghört juure, wo sy ga Tod u Verderbe bringen u Schuß für Schuß dr zeigt het, daß üsi treui Heimatwehr am Wärsch isch. Da ha-n-i uf einisch wähet allem Suure u Schieße ds Glöggele vo de weidende Schäfli uf dr Matten

uffe ghört. E fettige Gagesag isch das gsi, das friedliche, heimelege Bimbelen u Glöggele u de ds andere dernäbe, das Rattere vo de Motoren u das dumpfe Abweherschieße. Da ha-n-i ume frösch müesse danke, wie andersch es doch chönnti sy uf der Wält, we Fride wäri. We a Stell vo de Kanone d'Glogge dörrti träte, we sie dr Fride dörrti plüte, wo me doch so ersehne tuet uf dr ganze Wält.

— — I ha nümme uf d'Flüüger meh glost, i ha mi feshet a das Glöggele ghalte, wo mer gäng in eim ume i d'Ohre tönt het u sech so gar nüt het us dr Rueh lah bringen u-n-i ha a da guet Hirt müesse danke, wo alli syri Schäfli zellt het, wo feis, nid eis, wott lah untergah, we sie nid gäng säber gäge fys u em Herrgott sy's heilige Gebott sech verstoße würdi. —

C. M. Tanner-Meschlimann.

Die Einführung des Telephons

„Der Berner in seiner sehr positiven Anschauungsweise stürzt sich nicht gern kopfüber in eine Neuerung, hat er sie aber einmal als gut und nützlich erkannt, so geht er darauf ein“; so steht es im Berner Intelligenzblatt vom 10. März 1881, in einer Notiz, mit welcher den damaligen Lesern bekannt gegeben wird, daß sich bereits 35 Abonnenten auf eine beabsichtigte „Telephonleitung für den Privatgebrauch“ verpflichtet hätten. Die eidgenössische Telegraphendirektion hatte eine Abonnentenzahl von 50 als Bedingung der „Inhandnahme der Sache“ aufgestellt, und das Blatt gab der Hoffnung Ausdruck, daß, wenn die

Leitung jetzt bei der oben erwähnten Abonnentenzahl von 35 ins Leben träte, nach und nach sich Reflektanten einstellen und sicherlich die gewünschte Zahl 50 noch übersteigen würden. Man müsse eben die Leute nehmen wie sie sind.

Nun, diese Hoffnung sollte nicht enttäuscht werden. Selten wohl hat sich eine moderne Erfindung so überraschend schnell allgemein durchgesetzt, wie dies bei der Einführung des Telephons der Fall war. Im Jahre 1872 hatte Graham Bell, Professor der Physiologie der Sprachwerkzeuge in Boston, Amerika, die ersten Versuche mit einem von ihm konstruierten Telephon-